

Das Orakel des Gubdu-Steins

Harald Harst, #17

by Max Schraut, 1878-1935

Veröffentlicht: 1921

Verlag moderner Lektüre G.m.b.H., Berlin



Inhalt

| | |
|----------------------|---|
| Kapitel 1 ... | Warbattys Ehe. |
| Kapitel 2 ... | Der dicke Chinese. |
| Kapitel 3 ... | Im unterirdischen Lahore. |
| Kapitel 4 ... | Die Katastrophe auf dem Goranna-Hügel. |



Kapitel 1

Warbattys Ehe.

Im Edward Albert-Hof in Amritsar gab es vor jedem Zimmer einen geräumigen Balkon. Harst und ich hatten im ersten Stock nach Norden hinaus zwei Zimmer belegt. Am Morgen nach der Flucht Warbattys aus Ingenieur Albströms Bungalow saßen wir gegen neun Uhr beim Frühstück und genossen mit stillem Entzücken die wundervolle Aussicht, die sich uns vom Balkon über den Rawi-Fluß hinein in das weite Niederungsland des Pandschab darbot.

Wir waren beide schweigsam. Die Erinnerung an den vergangenen Abend wirkte noch in uns nach. Ich sah es Harst auch an, daß er über irgend etwas nachgrübelte, das ihn beunruhigte. Plötzlich fragte er dann:

„Meinst Du, daß Warbatty—oder besser Doktor Doogston—seine letzten verbrecherischen Anschläge, die er noch hier in Indien beabsichtigt, nunmehr aufgeben wird?—Nach der, damals bei einem seiner Helfershelfer aufgefundenen Liste muß er noch in Lahore und in Baroda etwas von seinen großzügigen Unternehmungen vorbereitet haben. Es ist nun die Frage, ob nicht das Auftauchen seiner Gattin hier in—“

Der farbige Etagenkellner war in der Balkontür erschienen, meldete: „Polizeinspektor Blunk bittet Sahib Harst sprechen zu dürfen—“

Blunk war ein kleiner, nervöser, übereifriger Herr. Er begrüßte uns mit strenger Amtsmiene, setzte sich kerzengerade in den Korbsessel und platzte dann wie ein Ankläger heraus:

„Master Harst, gestern abend sollen sich im Bungalow des Chefingenieurs Albström Dinge zugetragen haben, die mir von Ihnen unbedingt sofort hätten gemeldet werden müssen—unbedingt! Ich begreife nicht, daß Sie—“

Harst lächelte den Beamten jetzt so freundlich an, daß dieser verlegen wurde, ins Stottern kam und schließlich seinen Satz mit einem unsicheren: „Sie scheinen ja sehr guter Laune zu sein!“ beendete.

Harst, der vorhin die in Amritsar erscheinende englische Zeitung durchgesehen hatte, nickte Blunk flüchtig zu und reichte ihm das Blatt mit seinem: „Da—im Anzeigenteil finden Sie etwas, das Sie interessieren dürfte—“

Der Inspektor legte die Zeitung wieder auf den Tisch. „Master Harst,“ sagte er empört, „ich muß Sie ersuchen, mich nicht vom Thema abzulenken und mir zu

berichten, wie es möglich war, daß dieser—dieser Massenmörder Ihnen ent-
schlüpfen konnte. Einer der Diener Albströms hat—“

Harst fiel ihm gelassen ins Wort. „Pardon, Master Blunk, bin ich vielleicht Ihr Untergebener, der Ihnen Rechenschaft schuldig ist? Ich glaube kaum! Ich bin Privatmann, bin Detektiv aus Liebhaberei. Sie haben mir gestern nachmittag nochmals versprochen, mich in meinem Bestreben, Warbatty unschädlich zu machen, zu unterstützen und dabei auf selbständiges Vorgehen zu verzichten. Heute schlagen Sie einen Ton an, der mir sehr wenig paßt.—Gut—Warbatty ist abermals entkommen. Ich bin nicht verantwortlich dafür—“

„Oho!“ rief Blunk dazwischen. „Sie hätten Warbatty sofort fesseln und zur Polizei schicken sollen.—Es scheinen da jedoch gestern abend für Sie noch ganz besondere Gründe mitgesprochen zu haben, die wohl in der Person jener Dame zu suchen sind—Gründe, die Sie veranlaßten, den Verbrecher entweichen zu lassen—“

Harst zuckte die Achseln „Ich denke, wir beenden diese Unterredung, Master Blunk. Sie sind schlechter Laune und daher ungerecht, zum mindesten vor-
schnell in Ihrem Urteil.“

Wiederum erschien der Kellner und meldete:

„Frau Doogston bittet um eine Unterredung, Master Harst. Sie sitzt unten im Lesezimmer.“

Blunk sprang auf. „Aha! Also keine Miß Doogston, sondern eine verheiratete Frau! Wieder etwas Neues. Ich werde die Dame sofort mit auf die Polizeidirektion nehmen. Ich muß wissen, wer sie eigentlich ist und weshalb Albström ihr Unterkunft gewährt hat.“

Harst wandte sich gleichmütig an den Kellner.

„Ich lasse Frau Doogston bitten, hier heraufzukommen. Sagen Sie ihr, Master Blunk wünsche sie als Beamter zu sprechen.“—Der Kellner verschwand und Harst fügte hinzu:

„Frau Doogston ist die Gattin eines gewissen Arztes Doktor Reginald Doogston aus Margate in England, der infolge krankhafter Veranlagung zum Verbrecher geworden ist und sich als solcher unter anderem auch Cecil Warbatty nannte. Wir werden die Leidensgeschichte dieser armen Frau sofort hören. Ich muß Sie jedoch bitten, Master Blunk, hier jetzt nicht den gestrengen Beamten zu spielen. Frau Doogston ist unendlich zu bedauern.—Da ist sie schon—“

Er ging ihr entgegen und er war so überaus höflich und liebenswürdig zu ihr, daß man ihr anmerkte, wie wohl ihr diese warme Freundlichkeit tat.—Ich bewunderte heimlich den eigenartigen Liebreiz dieses klassisch schönen Duldergesichts, bewunderte nicht minder die Willensstärke dieser Frau, mit der sie dann über das Unglück ihrer Ehe sprach, ohne je in einen weinerlichen Ton zu verfallen.

„Wir sind jetzt acht Jahre verheiratet,“ begann sie. „Ich lernte meinen Mann in Stockholm, meiner Vaterstadt, aus Anlaß eines Ärztekongresses kennen. Mein Vater war selbst Arzt. Reginald machte auf mich sofort trotz seines sonst unscheinbaren Aeußeren einen starken Eindruck. Nie wieder habe ich einen Mann gesehen, der so geistreich zu plaudern wußte wie er, der aber auch so vielseitig und gründlich gebildet war. Wir verlobten uns drei Monate später, heirateten und bezogen Reginalds kleine Villa in Margate. Drei Jahre ungetrüb-

ten Glückes folgten. Dann wurde an einem stürmischen Herbstabend, als das nahe Meer mit wütendem Brüllen gegen die Küste brandete, in der Nachbarvilla ein Einbruch verübt und ein Gemälde, ein echter Rubens, gestohlen, der einen Wert von einer halben Million hatte. Reginald war um elf Uhr noch zu einer Schwerkranken gegangen. Wann er nachts heimgekehrt war, wußte ich nicht. Wir hatten jeder ein eigenes Schlafzimmer.—Eine Woche drauf zeigte er mir ein Seestück, das er für sein Arbeitszimmer gekauft und auch bereits über seinen Schreibtisch gehängt hatte. Ich fand nichts an dem Bilde, er aber freute sich wie ein Kind darüber. Sein Verhalten war so seltsam, daß ich stutzig wurde. Er sprach tagelang nur von dem neuen Wandschmuck und betonte stets, das Bild sei ihm mehr wert als seine ganze ausgedehnte Arztpraxis. Wieder eine Woche später wollte ich das Seestück mit dem Besen am Rande von einem Spinnewebe befreien. Es fiel herab. Der Nagel war lose gewesen. Und da—da, sah ich nun, daß—die Rückseite des Bildes aus—jenem echten Rubens bestand, der unserem reichen Nachbar gestohlen worden war. In demselben Augenblick durchzuckte mich eine jähe Erkenntnis. Reginald hatte mir ja so oft von sogenannten Gentleman-Verbrechern, von eleganten Dieben und Hochstaplern geradezu vorgeschwärmt, besaß auch eine große Sammlung von Büchern, die sämtlich über kriminalistische Dinge handelten.—Und jetzt—jetzt der echte Rubens in seinem Arbeitszimmer!—Ich war überzeugt: entweder hatte er selbst das Gemälde entwendet oder es doch zum mindesten dem Diebe abgekauft!—Was sollte ich tun? Ihn zur Rede stellen? Ihn fragen, woher er das Bild hätte?—Ich entschloß mich, zu schweigen und ihn zu beobachten. Monate vergingen. Ich entdeckte nichts an ihm und seiner Lebensführung, das meinem Argwohn neue Nahrung gegeben hätte. Ich wurde wieder fröhlich. Ich vergaß, wie sehr ich damals unter den quälenden Gedanken gelitten.—Es war Frühjahr geworden, und wir befanden uns zur Erholung in Norwegen, in der berühmten Heringstadt Bergen am Ausgang des Hardangerfjordes. Im Hotel Hardanger wurde aus Nr. 14—wir wohnten auf Nr. 16—eines Nachts ein reicher Amerikaner ermordet und beraubt, der mit einem Brillantring am kleinen Finger geprotzt hatte, wie man sonst einen solchen Stein kaum als Ring trägt. Der Mord blieb unaufgeklärt. Erst ein volles Jahr später stieß ich zufällig im Schreibtisch meines Mannes auf ein Geheimfach, das zahlreiche Kästchen und Päckchen enthielt—alles Brillantenschmuck, Goldsachen und wertvolle Raritäten und—hier fand ich auch den Ring des Amerikaners wieder.—Unendliches Grauen packte mich. Als Reginald mittags von seinen Krankenbesuchen heimkehrte, lag ich fiebernd im Bett. Viele Wochen schwebte ich zwischen Tod und Leben. Er rettete mich durch unermüdliche treue Pflege. Nie wurde mir seine Liebe klarer als damals. Als ich genesen und eines Abends ihm dann zaghaft mein wundes Herz ausschüttete, da lächelte er nur gütig, wußte mir einzureden, daß sowohl der Rubens als auch der Inhalt des Geheimfachs lediglich Erzeugnisse meiner Fieberphantasien seien. Er zeigte mir die Rückseite des Seestücks: kein Rubens da—nur Pappe! Und in dem Geheimfach nur Schächtelchen mit Giften und Medikamenten.—Ich wurde für lange Zeit wieder eine glückliche Frau. Dann begann mein Mann mich langsam darauf vorzubereiten, daß er zur Erforschung der Pest und Cholera längere Orientreisen unternehmen würde. Ich argwöhnte nichts. Ich glaubte ihm, daß er sich durch die Entdeckung eines

neuen Seuchenserums einen berühmten Namen machen wolle.—Seine erste Reise dauerte drei Monate. Als er zurückkehrte, fehlte ihm der linke Zeigefinger. Angeblich hatte er ihn durch einen Unfall, die Entladung eines Revolvers, verloren. Seltsamerweise stellten sich nun bei uns vielfach zur Abendstunde Patienten ein, stets Männer, die von auswärts kamen und die oft über Nacht bei uns blieben. Bald merkte ich, daß es mit diesen Patienten eine besondere Bewandnis haben müsse. Mein Mann fuhr auch sehr oft nach London, angeblich zum Besuch von Vorträgen. Jedenfalls trug dies alles dazu bei, meinen Verdacht abermals zu erregen und meine Seele mit peinvollen Zweifeln zu erfüllen.—An einem Julivormittag kam mir dann eine Mappe in die Finger, die Reginald in seinem Bücherschrank ganz unten versteckt hatte. Darin lagen nichts als Zeitungsausschnitte und sie alle handelten von Verbrechen, die hier und dort von einem geheimnisvollen Täter verübt worden waren. Mein Herz krampfte sich vor Entsetzen zusammen, als ich feststellte, daß diese Verbrechen sämtlich in die Zeit fielen, während der mein Mann Palästina und Aegypten bereist hatte—also in die drei Monate seiner Abwesenheit von zu Hause. Mit meinem Seelenfrieden war es vorbei. Tagelang kämpfte ich mit mir. Dann warf ich mich meinem Manne zu Füßen und klagte ihm mein Herzeleid. Gütig zog er mich an sich, lachte mich mit ruhiger Miene aus, schalt mich eine kleine Törin, wußte mir die Sammlung der Zeitungsausschnitte so harmlos zu erklären, daß ich befreit aufatmete.—Und wieder verreiste er; kehrte heim, war der zärtlichste Gatte, zog abermals für Monate in die Fremde, brachte mir kostbare Reiseandenken mit, blieb stets der treue, aufmerksame Liebhaber wie einst. Dann—vor etwa fünf Monaten—rüstete er zu einer neuen Forschungsreise in den Orient. Und drei Wochen später las ich dann in einer Berliner Zeitung zum ersten Male den Namen Cecil Warbatty—“

Frau Lizabet Doogston schwieg sekundenlang, atmete schwer und krampfhaft, fuhr leiser fort:

„Cecil Warbatty! Und—ihm sollte der linke Zeigefinger fehlen! Er sollte von kleiner, hagerer Gestalt sein!—Wieder beschlich mich da ein dumpfes Grauen. Das Mißtrauen regte sich wieder von neuem, verstärkte sich, wurde zu Argwohn, führte schließlich dazu, daß ich mir—ja, denken Sie, so stark war mein Argwohn!—telegraphisch stets Zeitungen aus den Städten bestellte, die Reginald bei seiner Reise berührt hatte und die mir aus seinen häufigen Briefen bekannt wurden. So erhielt ich nacheinander durch diese Blätter Kunde von den Verbrechen, die jener Warbatty in Palermo, Kairo, Suez und so weiter und so weiter verübt hatte, so mußte ich endlich mir selbst eingestehen, daß nur mein Mann dieser—dieser Unhold sein könne, der so viele Menschenleben—“ ein trockenes, jammervolles Aufschluchzen schnitt ihr die weiteren Worte ab. Doch sie hatte sich sofort wieder in der Gewalt, diese bewundernswerte Frau, vollendete den begonnenen Satz mit jener starren Ruhe, wie sie denen eigen ist, deren Herz langsam vor Gram erstarb.

„—auf dem Gewissen hat.—Ich will mich kürzer fassen.—Es litt mich nicht länger daheim; ich konnte mir nicht denken, daß Reginald mit gesundem Verstande all das begangen haben sollte. Ich reiste ihm nach. Aber—ich bin ja so unkundig in derlei Dingen, vermochte ihn nicht zu finden, ebenso wenig auch seinen hartnäckigen Verfolger Harald Harst, den die Presse als größtes Detek-

tivgenie aller Zeiten feierte.“ Sie schaute Harst offen an. „Ja, Master Harst—ich habe Sie gesucht; ich war auf Ihrer Spur, wie Sie auf der Reginalds. Nur mit dem Unterschiede, daß—ich stets zu spät dort anlangte, wo Sie ein neues Verbrechen meines Mannes durchkreuzt hatten. Von Lucknow aus, wo Sie den mit Hilfe des künstlichen Auges der Prinzessin Singawatha geplanten Raub vereitelt hatten, schrieb ich an meinen einzigen Bruder Holger Albström hier nach Amritsar und bat ihn, mir zu helfen, meinen Gatten vor Ihnen zu schützen und ihn in irgend eine Privatheilanstalt für Gemütskranke zu bringen. In Gwalior trafen wir uns dann, wollten aber vor Ihnen sorgsamst auf der Hut sein und verkehrten nur heimlich miteinander. Was sich hierauf im Nachtzuge Gwalior—Amritsar und als Folge davon gestern in Holgers Bungalow abspielte, wissen Sie ja nur zu gut. Ich bin nun heute hier zu Ihnen geeilt nach einer furchtbaren, schlaflosen Nacht, um Sie anzuflehen, mir Ihre Hilfe zu gewähren. Ohne Sie finde ich Reginald niemals. Er weiß jetzt, daß ich sein Gemütsleben kenne, er wird annehmen, ich wollte mich fortan mit Abscheu von ihm abwenden, und er wird seine Verbrecherlaufbahn daher mit dem Gefühle des gänzlich für sich allein Dastehenden noch rücksichtsloser fortsetzen, um die Stimme seiner Seele zum Schweigen zu bringen, die ihm immer wieder von unserem einstigen Liebesglück Traulich-Zartes zuraunen dürfte.—Nein—nein!“—ihre Stimme bebte vor Erregung—„niemals werde ich ihn verlassen—niemals! Ich liebe ihn nach wie vor! Nicht er ist jener Warbatty—ein Fremder ist's, der von ihm Besitz ergriffen hat—ein Fremder und ein Fremdes! Mein Reginald war der beste, menschenfreundlichste, aufopferndste Arzt in Margate, der zärtlichste, aufmerksamste Gatte. Nicht ein einziger Charakterzug Cecil Warbattys findet sich bei Reginald wieder. Es ist eben der Wahnsinn, der sein Inneres so vollständig verwandelt. Sein bester Freund Palperlon hat mich ja bereits vor der Hochzeit gewarnt, hat mir angedeutet, daß Reginald geistig nicht ganz normal sei und daß die Gefahr bestehe, das Leiden könnte sich mit den Jahren immer mehr zu einer ernstesten Gefahr für meinen damaligen Bräutigam ausbilden. Ach—ich hörte nicht auf James Palperlon, weil—ja, weil auch er sich um meine Hand bemüht hatte, weil ich glaubte, es handele sich bei ihm lediglich um eine Eifersucht, die selbst davor nicht zurückschrak, den Freund derart zu verdächtigen.—Master Harst—nochmals bitte ich Sie: leihen Sie mir Ihren Beistand. Man rühmt Sie als edelmütig, als—“

Da mischte sich dieser kaltherzige Aktenmensch, dieser unsinnig ehrgeizige Blunk geradezu roh und brutal mit den in kältestem Amtston hervorgestoßenen Worten ein:

„Dieser Beistand liefe wohl auf nichts anderes hinaus, als Doktor Doogston den Gerichten zu entziehen! Ich warne Sie, Master Harst! Sollte ich merken, daß Sie diesem merkwürdigen Ansinnen einer Frau, die die Pflicht gehabt hätte, längst sich in dieser Angelegenheit an die Behörde zu wenden, irgendwie nachzukommen gewillt sind, so werde ich—“

—Ich habe Harst selten so bleich vor Empörung gesehen wie damals. Er sprang auf, hinderte diesen Blunk die so ungeheuerlich gemütsrohen Sätze fortzuführen, indem er rief: „Master Blunk, Sie sind jetzt hier überflüssig! Ich bitte Sie dringend, uns allein zu lassen—dringend!“ Seine Augen flammten; er wies mit der Hand zur Balkontür.

Der Inspektor stieß ein höhnisch-verlegenes Lachen aus.—„Wir sehen uns wieder!“ sagte er rachsüchtig und verschwand eilends.—

Harst geleitete Frau Doogston dann heim zum Bungalow ihres Bruders.

Ich aber nahm die Zeitung, die er vorhin dem Inspektor gereicht und die dieser nicht weiter beachtet hatte, und suchte in dem Anzeigenteil nach der Annonce, die nach Harsts Meinung diesen Grobian hätte interessieren dürfen.

Kapitel 2

Der dicke Chinese.

Und ich fand nur eine einzige Anzeige, die mir beachtenswert erschien und die eines gewissen geheimnisvollen Anstrichs nicht entbehrte. Sie war ganz klein und unscheinbar, stand in der Rubrik Vermischtes:

Die Dame, die sich über den Gubdu-Stein erkundigte, wird um Angabe gebeten, ob sie noch gewillt ist, das Bisherige unter anderen Voraussetzungen als erledigt zu betrachten. Nachricht erbeten in dieser Zeitung mit den Anfangsbuchstaben des Namens als Kennzeichen.

Ich überlas dieses Inserat immer wieder, prüfte jedes Wort. Aber je mehr ich mich anstrengte, dem Inhalt eine andere, versteckte Deutung zu geben, desto klarer wurde mir, daß dies für mich unmöglich, wußte ich doch nicht einmal was es mit dem Gubdu-Stein für eine besondere Bewandtnis hätte. Ich gab diese Sache also auf und versenkte mich in die Erinnerung an das was ich soeben aus des unglücklichen Weibes Munde gehört hatte.—Wahnsinnig sollte Doktor Doogston sein, nicht zurechnungsfähig. Harst hatte dies ja bereits seit langem vermutet, hatte den Gedanken jedoch wieder verworfen, sodaß ich den Eindruck gewann, dieses Schwanken in seiner Beurteilung des Seelenzustande „Warbattys“ könnte nur auf starke Widersprüche in den Krankheitserscheinungen zurückzuführen sein.—

Drinnen im Zimmer klappte eine Tür; Harsts Schritte waren ebenso hastig. Es war sonst nicht seine Art, Türen zuzuwerfen.

„Koffer packen!“ rief er mir zu, ohne sich zu zeigen.

Ich eilte ins Zimmer. Er stand unter der elektrischen Lampe, die er angedreht hatte, und hielt eine photographische Platte gegen die Lichtquelle der starkkerzigen Birne. Die Platte stammte aus seinem Liliput-Apparat einer amerikanischen Erfindung von Uhrgröße und hatte eine Abmessung von 3 mal 3 Zentimeter.

„Koffer packen!“ wiederholte er und nickte mir flüchtig zu. „Wir fahren um 11 Uhr nach Lahore, werden dort den Gubdu-Stein besichtigen—“

Ah—da war's: Gubdu-Stein!

„Die Anzeige in der Zeitung!“ sagte ich nur. Und ich sagte es mit gewissem Stolz.

„Natürlich—was sonst?!« lautete seine Entgegnung.

Ich ging in unser gemeinsames Schlafzimmer. Harst folgte mir nach wenigen Minuten und half mir, unsere Koffer zu füllen, meinte dabei: „Ich habe ein Auto bestellt. Es erwartet uns vor der Stadt. Die Koffer bringt ein Diener Albströms heimlich an die vereinbarte Stelle. Mach fix, mein Alter, sonst überrascht uns dieser übergewissenhafte Blunk doch noch hier mit einer polizeilichen Vorladung oder einem Haftbefehl—“

Nun—Blunk kam zu spät. Gerade als wir durch den hinteren Ausgang das Hotel verließen, erschien er—wir sahen ihn noch durch die Glastür—in der Vorhalle mit drei Beamten. Und fünfzehn Minuten später saßen wir schon in einem neuen Kraftwagen und rasten nach Süden davon, bogen dann jedoch in die Hauptstraße nach Delhi ab, änderten bald nochmals die Richtung und langten in Beschaurir, einer Haltestelle der Hauptstrecke nach Lahore, fast gleichzeitig mit einem Personenzuge an, bestiegen diesen in einer unterwegs angelegten Verkleidung als ältere Mohammedaner, erwischten noch ein leeres Abteil 1. Klasse, drückten dem Schaffner ein gutes Trinkgeld in die braune Hand und blieben bis Lahore allein, so daß Harst bis zuletzt lang ausgestreckt auf der einen Polsterbank schlafen konnte. Ich hatte ihn gebeten, mir über den Gubdu-Stein Aufschluß zu geben. Er jedoch hatte gähnend gemeint: „Wozu das?! Du wirst ihn ja mit eigenen Augen sehen.“

Ob er wirklich schlief, blieb mir zweifelhaft. Vielleicht wollte er nur Ruhe zum Nachdenken haben. Daß er mit geschlossenen Augen dalag, wollte wenig bedeuten.

Bei unserer Ankunft in Lahore stellte er sich dann ans Fenster halb hinter die Gardine und beobachtete das Leben und Treiben auf dem modernen großen Bahnhof. Plötzlich trat er zurück, ergriff seinen leichten Koffer und sagte: „Wir müssen auf der falschen Seite aussteigen. Der Bahnhof wird von Polizei überwacht. Das gilt uns, lieber Alter—“

Der Zug hielt. Auf dem Nebengleis standen zwei halbgefüllte, offene Wagen mit Kohlen. Wir schlüpfen zwischen ihnen hindurch und dann in die Bremsenkabine hinein, die den einen wie ein Turm überragte. Fünf Minuten drauf legte sich eine Maschine vor die Wagen und schob sie als letzte an einen Güterzug heran, so daß wir uns nun ein Stück außerhalb des Bahnhofs befanden und die Gelegenheit abpassen konnten, unser Versteck unbemerkt zu verlassen.

Ich erwähne diesen Aufenthalt in dem Bremsertürmchen deswegen, weil Harst, als wir dort dicht nebeneinander auf dem Boden hockten plötzlich redselig wurde.

„Die Angelegenheit Doktor Doogston hat ein ganz anderes Aussehen plötzlich bekommen,“ begann er nämlich und lächelte mich zufrieden an. „Wir werden hier, scheint mir, eine Überraschung erleben, wie wir sie uns nie träumen ließen—nie! Ich habe all die Stunden während der Fahrt darüber nachgegrübelt, wie man die Widersprüche in *Warbattys* Charakter zwanglos, das heißt möglichst logisch lösen könnte. Eine Frau, die so sehr an ihrem Gatten trotz all den furchtbaren Ereignissen hängt und die wie Frau Elizabet eine durchaus gesund empfindende, keineswegs hysterische Person ist, bietet eigentlich in dieser ihrer unwandelbaren Liebe die beste Gewähr dafür, daß ihr Mann kein Scheusal sein

kann. Und doch muß man Doktor Doogston ja leider in seiner Verbrecherrolle als ein solches bezeichnen. Es käme also nur periodischer Wahnsinn unter Ausschaltung des wahren Wesens bei diesem genialen Bösewicht in Frage. Dies anzunehmen, sträubt sich mein Hirn. Gewiß: Doppelnaturen mag es zuweilen geben.—Hier aber müßte man geradezu von einer doppelten Persönlichkeit sprechen. Und eine solche Unterstellung stößt auf wissenschaftlichen Widerspruch. Ohne fremde Einflüsse ist eine solche doppelte Persönlichkeit, vereint in einem einzigen Körper, äußerst selten zur Entstehung gelangt. Es wird also unsere Aufgabe sein, diese—fremden Einflüsse zu ergründen. Vielleicht finden wir sie sehr bald. Deshalb sprach ich auch von ungeahnten Überraschungen.—Weißt Du, was die kleine photographische Platte enthielt, die ich in Amritsar heute vormittag gegen das elektrische Licht hielt? Nichts anderes, als das in einem günstigen Moment geknipste Brustbild eines Mannes, der für Frau Doktor Doogston schon vorgestern so viel Interesse hatte, daß er wie ich abends in den Büschen des Parkes Holger Albströms herumkroch. Der Mann ist ein schlanker, sehniger Hindu mit prachtvолlem schwarzen Bart. Als ich heute Frau Doogston nach Hause begleitete, war er auch wieder zur Stelle, und im Gedränge der Basarstraße hat mein Liliput dann von ihm vier verschiedene Aufnahmen gemacht, die ich sofort nachher entwickeln ließ. Vier Aufnahmen, und alle leidlich gelungen. Die beste zeigt ihn von vorn in halber Körpergröße—“ Er richtete sich auf, schaute durch das Fenster. „Die Luft ist rein. Fort mit uns.“ Er nahm seinen Koffer, und im Trab gelangten wir über die Schienenstränge auf einen Kohlen-Lagerplatz wo uns ein Farbiger dann einen Ponywagen besorgte.—Wir hatten dem Lenker befohlen, uns zu einem Fremdenheim zu bringen. Er wußte gut Bescheid und das Quartier, das wir nun bezogen, war sauber und behaglich, obwohl der Wirt ein Chinese mit fettglänzendem Gesicht und ebenso speckigem Anzug war. Die Fenster unserer zwei Zimmer gingen zum Schalimar, dem „Haus der Freude“, hinaus, den berühmtesten Gartenanlagen der Welt, die sich in drei endlosen Terrassen dahinziehen und nicht weniger als 450 Springbrunnen aufweisen, von denen die meisten Kunstwerke in Marmor sind.

Wenn je der ganze Zauber Indiens übermächtig mein Herz bewegte, dann war es in dem Augenblick, als unser Chinamann uns auf das Dach seines Hauses führte und mit stummer Handbewegung auf den Schalimar deutete, der hundert Meter entfernt vor uns lag. Ich war überwältigt. Überall leuchtete zwischen dem Grün der Bäume und der Farbenpracht von riesigen Teppichbeeten der weiße Marmor der Fontänen auf; überall standen außerdem zierliche Pavillons wie reizende Kinderspielzeuge.—Nur eins war mir unklar: der Name dieser den Blick berausenden Schönheitsfülle.—Weshalb Schalimar, „Haus der Freude“?—Ich wandte mich an Mi Kao, unseren Wirt, und bat um Auskunft hierüber, da Harst bis dicht an den Rand des Daches herangetreten war und auf die Straße hinabschaute.

Der Chinese dienerte. „Dort im Osten des Parkes hat einst der dazu gehörige Palast gestanden,“ erklärte er. »Aber er und viele andere Prachtbauten aus der Zeit, als Lahore noch die Residenz des Großmoguls war, sind bei der Eroberung des Landes durch die fanatischen Sikh zerstört worden. Das heutige Lahore

ragt auch nur deshalb so hoch über die Ebene ringsum heraus, weil es auf den Ruinen der alten Hauptstadt errichtet worden ist—“

In diesem Augenblick rief Harst mir zu: „Komm doch einmal her, Mahomed Bakra—“ —So hatte ich mich für meine jetzige Rolle als reicher indischer Muslim getauft.

Ich ging bis zum Rande des Daches. Die Straße unten war einer der lebhaftesten Verkehrswege der großen Stadt. Gerade gegenüber befand sich ein Kaffeehaus mit hübschem Dachgarten. Die Tischchen dort waren von einer Zeltleinwand überspannt. Trotzdem konnten wir von unserem Standort aus zwei der Tischreihen überblicken. In einer durch Schlingpflanzen gebildeten Laube an der linken Seite saßen zwei Inder, die europäische Kleidung trugen. Der eine hatte einen prächtigen, dunklen Vollbart; der andere einen kürzer gehaltenen, bereits leicht ergrauten. Beide Männer hatten breitrandige Strohhüte mit hochgewölbter Krempe von jenem Faserstoff auf, der federleicht und doch dauerhaft wie Leder ist. Sie flüsterten mit zusammengesteckten Köpfen sehr eifrig und kümmerten sich nicht im geringsten um ihre Umgebung.

Harst hatte mich auf die beiden aufmerksam gemacht.

„Sieh Dir den Kleineren recht genau an,“ meinte er jetzt.

Der besondere Ton der Worte genügte.—„Doktor Doogston?“ erwiderte ich schnell.

Er nickte nur. „Ja—er und der Mann, den ich in Amritsar viermal geknipst habe—“ Er zog mich vom Rande des Daches zu der Luke hin, wo der dicke Chinamann mit schlauem Grinsen uns erwartete.

Er dienerte wie ein wackelndes Stehaufmännchen und meinte mit vertraulichem Zwinkern seiner winzigen Schlitzaugen:

„Mi Kao ist sehr verschwiegen. Falls die hohen Gäste meines unwürdigen Hauses mich bei ihren Geschäften gebrauchen könnten, ist Mi Kao gern bereit, seine Orts- und Menschenkenntnis gegen geringen Lohn in ihren Dienst zu stellen—“

Harst blickte den Chinesen, der englisch gesprochen hatte, scharf an.

„Bei unseren Geschäften?—Wofür hältst Du uns denn, Mi Kao—he?!“

„Für Gäste, die vielleicht morgen anders aussehen als heute und einen Ausweis vom Leutnant-Gouverneur (oberster Beamter einer Division) bei sich tragen,“ grinste der Speckige unterwürfig.

„Vielleicht ist es so!“ meinte Harst mit Betonung. „Richte Dich danach und verschließe Deinen Mund!“

Der Chinese bückte eifriger. „Meine Lippen sind wie die eines steinernen Götzen, hochwürdiger Gast, wenn es sein muß.—Ihr seid vielleicht bei mir abgestiegen des Gubdu-Steins wegen. Ja—die ganze Stadt war heute früh in Aufregung, als der seltsame Vorfall entdeckt wurde,“ schnatterte er kurzatmig weiter. „Niemand begreift, wie der mächtige Granitblock so plötzlich hat abstürzen können. Besonders die Hindu hier, die doch den Stein als heilig verehren, nehmen das Ereignis als schlechte Vorbedeutung und befürchten irgend ein großes Unheil. Doch was rede ich von alledem. Die hohen Gäste meines armseiligen Hauses werden all das viel besser wissen als ich—“

Harst kletterte durch die Dachluke auf die abwärtsführende Treppe. Erst vor dem Eingang zu unseren Zimmer sagte er dann zu dem Chinesen: „Tritt mit uns ein, Mi Kao—“

Er schloß dann die Tür hinter uns ab. Ich sah es dem Dicken an, daß er ängstlich geworden war; seine Schlitzaugen irrten im Zimmer unstat hin und her.

Harst pflanzte sich jetzt dicht vor ihm auf. „Wenn Du uns wirklich für verkleidete Polizeibeamte gehalten hättest, würdest Du nicht Dinge über den Vorfall mit dem Gubdu-Stein erwähnt haben, die uns als Detektiven notwendig bekannt sein mußten.—Nein—daß wir verkleidete Europäer sind, hast Du durchschaut, aber für Beamte hältst Du uns nicht. Du wolltest nur so etwas auf den Strauch schlagen—“

Der Chinamann hob wie beschwörend die Arme. Doch Harst fuhr schon fort: „Lüge nicht! Hier stimmt irgend etwas nicht. Auch Deine Hilfe botest Du uns nur an, um vielleicht aus unserer Antwort herauszuhören, wer wir eigentlich seien—“

Ich lauschte gespannt. Ich erkannte in Harst jetzt wieder einmal den überlegenen Geist und scharfen Beobachter, dem nichts Auffälliges entgeht.

„Bevor ich nicht die Wahrheit weiß,“ hatte er hinzugefügt, „verläßt Du diesen Raum nicht! Merke Dir das! Weshalb also wolltest Du uns aushorchen—“

Der Chinese wand sich förmlich vor Unterwürfigkeit und steckte ein harmlos-biederer Lächeln auf.

„Oh—aushorchen! Niemals—niemals!“ quäkte er mit seiner belegten Stimme.

Harst langte in die Tasche und holte gemächlich seinen Revolver hervor, machte mir ein Zeichen und erklärte:

„Wir werden Dich binden und knebeln, Mi Kao! Hier ist irgend eine Teufelei im Gange. Dann verlassen wir schleunigst Dein Haus—“

Der Dicke schwitzte vor Angst. Sein Gesicht verzerrte sich. „Ehrenwertester Gast—man wird mir das Fremdenheim schließen!“ jammerte er. „Die Polizei wird sagen, ich habe Euch gewarnt und mich bestechen lassen. Oh—ich bin ruiniert, ich bin arm gemacht, ich bin tot, ich sterbe—“

„Aha—also die Polizei weiß bereits, daß wir hier sind! Jetzt ist mir alles klar!“ fiel Harst ihm ins Wort. „Gib nur zu: Es ist auf die Ergreifung zweier Männer von Amritsar aus eine Belohnung dem zugesichert worden, der—“

„Tausend Rupien!“ röchelte der Dicke verzweifelt.

„So—wir stehen ja hoch im Kurse!“ lachte Harst. „Nun—ich zahle Dir die gleiche Summe, Mi Kao, wenn Du uns so verbirgst, daß niemand uns findet—“

„Es ist zu spät!“ stöhnte der Chinese. „Der Anschlag in der Stadt mit der ausgesetzten Belohnung erfolgte um drei Uhr nachmittags. Deshalb war auch der Besitzer des Ponywagens, der Euch zu mir brachte, sofort argwöhnisch geworden, weil Ihr vom Kohlenplatz am Bahnhof—“

„Schon gut. Du sollst 2000 Rupien haben, Mi Kao. Hier sind sie. Nun schnell. Entscheide Dich—“

Der Dicke griff nach den Banknoten. „Folgt mir,“ meinte er.—Er lauschte erst in den Flur hinaus. Dann führte er uns in den kleinen, von den Mauern der Nachbargebäude abgesperrten Garten, der für seine geringe Größe viel zu dicht mit Bäumen und Büschen bepflanzt war. In der hintersten Ecke gab es einen

offenbar sehr alten, ausgemauerten Brunnen, der jetzt als Abfallgrube benutzt wurde. Der Chinese schleppte eine Leiter herbei, deutete hinab und sagte: „Dort nach Norden zu findet Ihr ein Loch in der Brunnenwand. Kriecht nur hindurch, es erweitert sich sehr bald und mündet in einen Hauptarm der alten Kanalisation der ehemaligen Residenz des Großmoguls. Laternen findet Ihr dort vor. Speise und Trank bringe ich Euch, sobald die Polizei wieder fort ist. Sie wird jeden Augenblick erscheinen. Der Besitzer des Ponywagens hat einen Bekannten unter den Polizisten, dem er—“

Harst stieg bereits die Sprossen hinab. Ich hielt mich dicht hinter ihm.

Kapitel 3

Im unterirdischen Lahore.

Es gab hier tatsächlich einen engen Gang, der vom Brunnen in ein langgestrecktes Gewölbe führte. Harst hatte seine Taschenlampe stets bei sich. Wir fanden uns also sehr leicht zurecht, suchten dann aber umsonst in dem alten Kanalisationsarm nach Laternen, stellten nur fest, daß das Gewölbe rechts und links durch Einsturz völlig zugeschüttet war, so daß wir auf einen Raum von etwa sechzig Meter Länge und vier Meter Breite und Höhe angewiesen waren.

„Der Schuft hat gelogen,“ erklärte Harst ganz unvermittelt. „Hier gibt es keine Laternen. Er hat uns hier hinab geschickt, um uns ganz sicher einzusperren. Diese gelbe Brut ist hinterlistiger als ein betrogenes Weib!—Hinaus können wir nicht mehr. Die Leiter hat er natürlich hochgezogen—“

Er sprach ohne besondere Erregung und ließ den Lichtschein hin und her huschen. „Begib Dich jetzt zu dem Loch in der Brunnenwand zurück, mein Alter,“ sagte er nach kurzer Pause. „Drohe jeden zu erschießen, der sich in den Brunnen hinabwagt. Wir dürfen uns auf keinen Fall einsperren lassen. Es steht zu viel auf dem Spiel: Das Eheglück eines armen Weibes, der ich mein Wort gab, ihren Mann vor den Schergen zu retten.—Geh, ich will derweilen mich hier genauer umschaun. Es müßte doch sehr sonderbar sein, wenn dieser gelbe Fettwanst dieses Gewölbe nicht für irgend welche dunklen Geschäfte benutzt. Ein Chinese, der nicht mindestens im Nebenberuf Hehler ist, wäre eine Rarität—“

Ich bezog meinen Posten in dem Loche der Brunnenwand. Ein Meter unter mir lagen Müll und Abfälle und geradezu atemberaubender Gestank stieg mir daraus in die Nase. Ich hatte noch keine fünf Minuten lang ausgestreckt dagelegen, als ich auch schon über mir Stimmen hörte. Dann wurde die Leiter herabgelassen. Schnell schob ich mich noch weiter vor, reckte den Kopf und brüllte den drei uniformierten Beamten oben zu: „Wir schießen, sobald sich auch nur ein Bein auf der Leiter zeigt!“

Da zupfte Harst mich von hinten am Stiefel.

„Das genügt,“ meinte er. „Komm nur. Ich habe des Dicken Geheimnis schon entdeckt—“

Ich beeilte mich, kroch rückwärts, denn der Gang war hier höchstens halbmannshoch. Dann war ich im Gewölbe, dann sah ich Harsts Lampe eine Stelle der Mauer des Kanalisationsarmes beleuchten, die auf den ersten Blick gar nichts Ausfälliges an sich hatte.

Harst klopfte mir auf die Schulter. „Etwas höher, lieber Alter. Da steckt das Geheimnis.“

Gleichzeitig klomm er, sich in den Mauerfugen bequeme Stützpunkte für Füße und Hände suchend, an der Mauer hoch und—drückte nun einen Teil des Mauerwerks dicht unter der Decke nach hinten auf. Es war dies lediglich eine viereckige Brettertür von Quadratmetergröße, die man sehr geschickt mauerähnlich angepinselt hatte.

Diese Pforte bildete den Zugang zu einer steil in die Tiefe laufenden, noch sehr gut erhaltenen Steintreppe, die in einen gemauerten Schacht eingeführt war.—Harst hatte die Geheimtür wieder zugeedrückt und begann die Treppe hinabzusteigen.

„Die Luft hier ist so rein, daß wir sehr bald einen zweiten Ausgang finden dürften,“ meinte er gutgelaunt.—Wir waren dann etwa zwanzig Stufen tiefer gelangt, als sich vor uns in dem Schacht eine bogenförmige Öffnung zeigte, in der noch Reste von zierlichen Gitterstäben steckten.

„Ah—dies ist ein Turm der alten, jetzt verschütteten Residenz,“ sagte Harst. „Der Turm muß zu einem Schlosse gehört haben. Sieh—die Gitter sind stark vergoldet, mein Alter.“ Er leuchtete die Treppe tiefer hinab. „Schutt—nichts als Schutt dort unten. Also muß dieses Fenster hier die Fortsetzung des Weges sein—“ Er beugte sich durch die Öffnung weit vor, streckte den Arm mit der Taschenlampe aus und ließ den weißen Lichtkegel in die Dunkelheit hineinfallen. Ich stand neben ihm. Gleichzeitig stießen wir einen Laut ungläubigen Staunens aus.

Denn dort jenseits des Bogenfensters enthüllte der strahlende Lichtschein uns einen uralten Marmorprunksaal, an dessen Wänden noch allerlei merkwürdige Einrichtungsgegenstände zu bemerken waren, während von der Decke noch drei riesige, geschweifte Kronleuchter mit flachen Öllampen herabhingen.

„Also doch kein Turm dies hier!“ meinte Harst, „sondern das Treppenhaus eines Palastes, der in einer Bodensenkung gestanden haben muß, sonst könnte der Kanalisationsarm nicht in gleicher Höhe mit diesem Saale liegen. Fürwahr, das unterirdische Lahore scheint auch seine interessanten Seiten zu haben.“

Wir kletterten in den Saal hinab, dessen Fliesenboden noch tadellos erhalten war, durchquerten ihn, sahen, daß die anderen Fenster von außen durch Schutt und Erde völlig verammelt und zum Teil eingedrückt waren, fanden dann jedoch eine Türöffnung, die in einen Gang mündete, der mit zu dem ehemaligen Palaste gehören mußte.

Gleich darauf hatte Harst eine Leiter erspäht, die uns in den Kellerraum eines offenbar neueren Gebäudes brachte, der bis obenan mit Kisten gefüllt war. Bei einigen Kisten waren die Deckel lose. Wir überzeugten uns, daß sie Teile von Maschinen und Motoren enthielten.

„Ah—also ein Schmugglerlager!“ meinte Harst. „Auf Maschinen liegt hier ein sehr hoher Einfuhrzoll. Unser schuftiger Chinese gibt sich also mit Schmuggel ab.—Sehen wir, wohin wir weiter gelangen.“

Auch hier fanden wir eine gut versteckte Falltür in der Decke, kamen in einen zweiten, höheren Keller, in dem allerlei Warenballen lagen, und endlich vor eine verschlossene, eiserne Tür, die jeder Gewaltanwendung gespottet hätte.

Harst donnerte mit der Faust und den Stiefelabsätzen dagegen. Sehr bald wurde ein Schlüssel von der anderen Seite ins Schloß geführt; die Tür ging auf, und eine Stimme fragte aus dem Dunkel vor uns heraus:

„Was gibt's, Mi Kao?“

Harst schaltete seine Lampe plötzlich wieder ein. Vor der Tür stand ein europäisch gekleideter, kleiner Hindu mit graumeliertem Vollbart.

Es war Doktor Reginald Doogston alias Cecil Warbatty.

Harst und ich waren gleich sprachlos. Nicht minder aber war's unser alter Gegner, der jetzt erst zwei Gestalten erkannte. Doch er hatte im Moment seine Geistesgegenwart wiedergewonnen. Blitzschnell—schneller, als wir dachten!—hatte er einen Revolver in der Rechten, zischte uns an: „Wer seid Ihr? Etwa Polizeibeamte?—Dann macht nur getrost Euer Testament, Ihr Schnüffler!“ Er wollte die eiserne Tür zuschlagen. Wollte.

Harsts Taschenlampe erlosch. Ich hörte einen Fluch, den dumpfen Fall eines Körpers.

Harst hatte sich tief gebückt vorgeschneilt und Doktor Doogston einfach überrannt.—

Es blieb uns dann nichts anderes übrig, als ihn zu fesseln. Er wehrte sich wie ein Verzweifelter. Unsere Taschentücher genügten, ihm die Hände auf dem Rücken zu fesseln. Wir zwangen ihn dann, uns bis in den Saal des verschütteten Palastes zu folgen, nachdem wir die eiserne Tür von innen abgeschlossen und den Schlüssel hatten stecken lassen.

In dem Saale mußte Doogston sich auf eine prunkvolle Ebenholzbank setzen. Wir standen vor ihm. Harst beleuchtete sein Gesicht und sagte ernsten Tones:

„Doktor Doogston, ein eigentümlicher Zufall hat uns hier wieder zusammengeführt—“

„Warbatty“ war bei dieser Anrede mit seinem wahren Namen merklich zusammengezuckt. Jetzt verzog sein Gesicht sich zu jenem höhnisch überlegenen Grinsen, das wir bereits an ihm kannten und ebenso anmaßend und ironisch war das, was er als Erwiderung bereithatte:

„Schau an—meine Freunde Harst und Schraut!—Sehr erfreut über dieses Wiedersehen—sehr! Tatsächlich! In Amritsar nahmen wir ja etwas kurzen Abschied voneinander, Master Harst. Meine Frau wird's wohl gewesen sein, die das elektrische Licht rechtzeitig versagen ließ—“

„Doktor Doogston,“ meinte Harst in freundlich-überredender Weise, „Ihre Gattin hat mich gebeten, ich möchte Ihnen, falls wir uns treffen sollten, folgendes—“

Doogstons heiseres Hohngelächter schnitt ihm jedes weitere Wort ab.— „Meine Frau?! Meine Frau mit Ihnen im Bunde?! Halten Sie mich für so beschränkt daß ich—“

Harst hatte ihm plötzlich die Taschenlampe ganz dicht vor die Augen gehalten, folgte dem bis an die Wand zurückweichenden Kopfe, legte Doogston nun die Linke flach auf die Stirn und sagte zu dem mit halb zugekniffenen Augen Dasitzenden:

„Doktor Doogston, mein Wille ist stärker als der Ihrige. Sie—werden—gehörchen. Sie—werden—jetzt sofort einschlafen—ganz fest einschlafen—“ er sprach kurz und abgehackt. „Rühren—Sie sich—nicht mehr—Sie werden—müde. Schließen Sie—die Augen. Sie fühlen—eine Schwere in allen—Gliedern—“

Man merkte es an dem nervösen Jucken in Doogstons Gesicht, wie krampfhaft er sich gegen diese Beeinflussung wehrte.

„Die Schwere—nimmt zu. Sie sollen—schlafen, sollen—an nichts denken—“

Doogstons Lider sanken tiefer. Sein Antlitz entspannte sich gleichsam, wurde schlaff und verlor jeden Ausdruck.—Noch hatte Harst jedoch nicht völlig gesiegt. Es dauerte noch mehrere Minuten, bevor Harst sich aufrichtete und tief Atem holend mir zuflüsterte:

„Ein weiterer Beweis, daß er unschuldig ist. Die Hypnose war schwer zu erreichen. Es hat mich die Anspannung all meiner Willenskraft gekostet, den Einfluß des Dritten zu überwinden.“ Er lehnte sich erschöpft an die Marmormauer. „Ich muss etwas ausruhen. Dann folgt das Weitere.—Begreifst Du nun, weshalb diese abgrundtiefe Verschiedenheit in Doogstons Wesensart sich eingemistet hatte?“

Ich hatte die Szene vorhin mit vor Spannung jagendem Herzen verfolgt, hatte jede Einzelheit der allmählichen Willensunterjochung dieses seltsamen Mannes genau beobachtet. Und sofort war da in mir die Erinnerung an unser Abenteuer in Nagpur aufgetaucht. Damals hatte Warbatty in der Rolle des Freundes des schmutzigen Fakirs es auf die Beraubung des Juwelenhändlers abgesehen gehabt, dessen Tochter den Vater in der Hypnose bestahl.—

Hypnose! Ja—das erklärte am leichtesten Reginald Doogstons Doppelnatur! Und so erwiderte ich Harst denn:

„Im Bremsertürmchen sprichst Du von fremden Einflüssen. Du meinstest Suggestion—“

Er nickte nur zustimmend.

„Dazu gehören zwei, Herr und Knecht sozusagen,“ fuhr ich fort. „Wer ist der Herr, wer ist der, dem Frau Lizabet das große Leid ihres Lebens zu danken hat?“

Harst drückte meinen Arm. „Denke nach, mein Alter!“ Seine Stimme bebte vor verhaltener Erregung. „Denk an Frau Doogstons—anderen Bewerber—anden, der sie vor Reginald Doogston als einem dem Wahnsinn Verfallenen warnte!“—

Ich stand sekundenlang regungslos. Was alles hatte sich urplötzlich wie eine Fernsicht über ungeheure Schändlichkeiten vor mir aufgetan.

„Eifersucht—Rache—der andere Freier—James Palperlon!“ stotterte ich flüsternd.

„Ja—James Palperlon!“ bestätigte Harst. „Oh—daß ich das nicht früher gahnt habe! Wie sollte ich aber auch vermuten, daß Warbatty nur eine willenlose Maschine war, nur das Werkzeug eines wahren Satans in Menschengestalt?!—Nicht Warbattys Hirn entsprang die Genialität seiner verbrecherischen Anschläge, nicht er mordete kaltblütig, nicht er verhöhnte uns und achtete sein eigenes Leben für nichts: all das tat er, während sein wahres Ich gefesselt war durch den stärkeren Willen dessen, der sich stets so schlau im Verborgenen

hielt, daß wir nie etwas von diesem Dritten merkten—nie! Und doch muß er stets in der Nähe gewesen, stets Warbatty von Stadt zu Stadt gefolgt oder vorausgeeilt sein, muß stets mit ihm persönlich in Berührung gekommen sein! Wenn Du Dir dies klarmachst, dann wirst Du Dir sofort sagen, welche teuflische Schlaueit in diesem Palperlon steckt. Bedenke: nirgends bisher spürten wir auch nur das Geringste von diesem Menschen. Erst in Amritsar brachte mich Frau Doogstons Bemerkung über ihren zweiten Bewerber auf den Gedanken, daß dieser aus verschmähter Liebe einen Racheplan gegen das ihm verhaßte Ehepaar ersonnen haben könnte, wie er nur von einem jeden menschlichen Gefühls baren Ungeheuer in solcher Bestialität ausgeklügelt werden kann! Denn dieser Palperlon hatte es nicht etwa darauf allein abgesehen, Doogston an den Galgen zu bringen—nein—langsam wollte er auch das arme Weib durch die wachsende Erkenntnis, ihr Mann sei ein vielfacher Mörder, zu Tode foltern—ganz langsam! Jahre sollte diese Tortur dauern, recht viele Jahre. Und so ist's ja auch gewesen, wie die Lebensgeschichte, die Geschichte der Ehe Elizabeth Doogstons uns zeigt!—Dieser Palperlon hat sich gerächt, wie's noch nie einem Menschen in den Sinn kam, dieser Mann ist in Wirklichkeit unser Gegner gewesen, der hinter den Kulissen hohnlachend den Kampf zwischen uns und Warbatty mitansah.“ Harst schwieg, holte mehrmals tief Atem, fügte ruhiger hinzu: „Frau Doogston sagte mir, als ich sie heute vormittag heimbrachte, daß Palperlon mehrfacher Millionär ist und aus Liebhaberei chemische und medizinische Studien betreibt. Das erklärt vieles, so besonders seine Fähigkeit, es in der Willensbeeinflussung fremder Personen bis zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gebracht zu haben. Ich fürchte, ich werde bei Doktor Doogston deshalb auch nichts weiter ausrichten als das Eine, daß er auf Befehl über dieses Zusammentreffen mit uns schweigt. Alles Übrige, was Palperlon angeht, wird nicht über seine Lippen dringen, da dieser ihm natürlich ein völliges Versagen des Gedächtnisses anbefohlen haben wird.“

Kapitel 4

Die Katastrophe auf dem Goranna-Hügel.

Harst behielt recht. Doktor Doogston befand sich zwar in tiefem hypnotischen Schlaf, antwortete jedoch lediglich auf Fragen, die außerhalb seiner verbrecherischen Tätigkeit lagen. So behauptete er zum Beispiel auch, einen James Palperlon überhaupt nicht zu kennen.

Harst gab diese Versuche, auf diese Art die ungeheuerliche Angelegenheit zu klären, bald auf, befahl dem mit geschlossenen Augen Dasitzenden jetzt lediglich, sich nachher an dieses Zusammensein mit uns nicht mehr zu erinnern.

Wir kehrten darauf mit Doogston, ohne daß dieser geweckt wurde, in den oberen Keller des unbekanntes Gebäudes zurück, schlossen leise die eiserne Tür auf und verschlossen sie wieder hinter uns. Wir standen nun in einem Kellervorraum, aus dem eine kurze Treppe auf einen Hof führte. Inzwischen war es

Abends geworden. Der Hof lag in tiefem Dunkel da. Der wolkenbedeckte Himmel drohte mit einem Gewitter. Im Osten wetterleuchtete es. Das fahle Aufblitzen enthüllte uns die Einzelheiten des Hofraumes so weit, daß wir uns zurechtfinden konnten.

Doktor Doogston, der bisher teilnahmslos dagestanden hatte, wurde von Harst nun anbefohlen, nach zwei Minuten von selbst aus dem hypnotischen Zustand zu erwachen. Wir steckten ihm den Schlüssel der Eisentür in die Tasche, verließen den Hof durch eine Tür, die in einen Hausflur mündete und gelangten durch eine zweite auf die Straße.

Ich begriff Harsts Verhalten nicht recht. Wäre es nach mir gegangen, hätten wir Doogston mitgenommen und irgendwo in Sicherheit gebracht.

Harst besah sich das Haus von der Straße aus sehr genau. Es war ein neueres, zweistöckiges Backsteingebäude. Im Erdgeschoß lag ein Geschäft. Das große Firmenschild trug die Aufschrift: *Jonathan Purklay, Agenturen*.

Dann rief Harst eines der leichten Ponywägelchen an. Wir stiegen ein, nachdem Harst dem Lenker „Goranna-Hügel“ zugerufen hatte.—

Lahore mit seinen 200 000 Einwohnern ist wie viele andere indische Städte von einer dicken, hohen, uralten Backsteinmauer umgeben. Dreizehn Tore führen in die Ebene hinaus. Wir schlugen die Richtung nach Norden ein, hatten bald die Stadt hinter uns und jagten im Galopp eine breite Straße hinab, die zum Rawi-Flusse führte, wo eine eiserne Brücke gleichzeitig dem Eisenbahn- und dem sonstigen Verkehr dient. Am Nordufer des Rawi lenkte der Wagen nach Westen in einen Zypressenhain ab, hielt dann plötzlich.—Trotz der späten Stunde waren hier noch zahlreiche Eingeborene unterwegs. Sehr schnell sollte ich hierfür eine Erklärung haben, denn Harst wandte sich nun zu Fuß einem nahen Felsenhügel zu, auf dessen flacher Kuppe das häufige Aufleuchten der fernen elektrischen Entladungen uns viele Hunderte von Indern in dicht gedrängten Scharen zeigte.

Harst flüsterte mir jetzt zu: „Der Goranna-Hügel dort beherbergte noch gestern eine der größten Merkwürdigkeiten Indiens, das sogenannte Orakel des Gubdu-Steins. Dieser pyramidenförmige Felskoloß gehörte zu den *Wackelsteinen*, das heißt, er stand mit der Spitze oben auf dem Hügel und reckte seine Grundfläche zum Himmel empor, ohne je das Gleichgewicht zu verlieren; sein Schwerpunkt lag eben derart günstig, daß er sich von selbst in der Balance hielt.—Ich habe mir dieses Wunder bei meiner früheren indischen Reise angesehen. Damals war er noch nicht abgestürzt, damals bemerktest Du ihn von hier aus als mächtiges Granitstück, das wie ein kurzes, dickes Ausrufungszeichen über dem Hügel schwebte. Dieser Gubdu-Stein erhob sich nun dicht am Rande einer tiefen Felsspalte, in die die gläubigen Hindu, wenn sie das Orakel des Gubdu anrufen wollten, Opfergaben hineinwarfen. Wie tief die Spalte ist, weiß niemand. Seit Jahrhunderten wird sie von Priestern Tag und Nacht bewacht, die an ihrem Rande hocken und achtgeben, daß niemand den heiligen Ort entweiht. Angeblich verläuft die Felskluft bis zum Mittelpunkt der Erde, wo Gubdu, ein von Brahma aus den Reihen der Götter Ausgestoßener, jetzt als Teufel haust. Mit dem Orakel hatte es folgende Bewandnis. Der Stein antwortete auf die Fragen durch Schwankungen. Erfolgt diese von Nord nach Süd, bedeutete es Ja, während die von Ost nach West sich zeigenden als Nein galten.

Tatsache ist, daß der Stein wirklich nicht nur bei starkem Winde wackelte, sondern auch bei unbewegter Luft, wenn ein Hindu eine Antwort erbat. Ich habe seiner Zeit gleich den Verdacht gehabt, daß hier ein schlauer Betrug vorliegt. Die Brahmanen (Priester) dürften an den Schwingungen des Gubdu nicht ganz unbeteiligt gewesen sein.—Nun ist der Felskoloß, wie der Chinese uns mitteilte, abgestürzt. Ich möchte mir die Geschichte aus der Nähe ansehen. Ich habe nämlich so meine besondere Vermutung, was diese Katastrophe anbetrifft.“

Wir hatten inzwischen die Kappe des Hügels erreicht, drängten uns durch die Menschenmauer durch und erblickten nun den Stein, der so abgerutscht war, daß er wie ein Keil in der Felsspalte steckte, über die er nur wenig hinwegragte. Irgend etwas Merkwürdiges war an dem Anblick durchaus nicht. Es war ja überhaupt nur etwas zu sehen, wenn die Lichtbündel des näherkommenden Gewitters den schwarzen Horizont mit ihren Zickzacklinien zu zerreißen schienen. Dann folgte auf die elektrischen Entladungen stets desto tiefere Finsternis. Die noch halb geblendeten Augen unterschieden die Menschen ringsum nur als dunkle Masse, in der nur hier und dort der weiße Leinenanzug eines Europäers heller schimmerte.

Als die ersten Tropfen zu fallen begannen und ein paar Donnerschläge von unerhörter Heftigkeit den Äther erzittern ließen, verlief sich die Menge schnell. Unweit von uns standen zwei baumlange Offiziere, dürr wie die Latten, und unterhielten sich sehr laut und ungeniert über die Ursache der Katastrophe. Ich merkte, daß Harst angestrengt lauschte. Dann trat er auf sie zu, flüsterte eine Weile mit ihnen und rief mich leise herbei, stellte mich den Herren mit meinem wirklichen Namen vor und fügte hinzu, indem er sich an den Aelteren wandte:

„Ich bin derselben Überzeugung, Herr Major. Nur eine Wurf Bombe, die am Fuße des Felsens explodierte, kann diesen zum Abrutschen in die Felsspalte gebracht haben. Daß ein Sprengkörper benutzt worden ist, beweisen ja auch die zerfetzten Körper der gerade Wache haltenden Brahminen.“—An mich das Wort richtend, erklärte er dann noch: „Die Katastrophe hat sich in der verflorenen Nacht ereignet. Man hörte hier auf dem Hügel einen starken Knall, eilte herbei, und fand den Gubdu dort in der Kluft. Die Brahminen, die weit fortgeschleudert worden waren, mußte man erst mühsam zusammensuchen. Sie waren sämtlich tot. Kein Zeuge ist also vorhanden, der etwas über das Ereignis angeben könnte, mit Ausnahme des Attentäters selbst. Dieser wird die Bombe aus sicherer Entfernung geworfen haben. Jedenfalls dürfte es zweckdienlich sein, wie ich auch schon dem Herrn Major Marconnay erklärte, die Felsspalte in aller Stille zu untersuchen. Grundlos hat man die Katastrophe nicht herbeigeführt.“

„Da sind wir ganz Ihrer Ansicht, Herr Harst,“ erklärte der Major zuvorkommend. „Uns wird es ein Vergnügen sein, Ihnen zu helfen, diese Sache aufzuklären.“

„Zumal hier ein Verbrechen aus Gewinnsucht nach Ihrer Meinung vorliegt,“ setzte der andere Offizier, ein Hauptmann namens Slooker, hinzu.

„Allerdings—Gewinnsucht!“ nickte Harst. „Es ist ja genugsam bekannt, daß seit Jahrhunderten überreiche Opfergaben dem Orakel des Gubdu-Steins gespendet wurden, indem die Ratsuchenden sie in die Felsspalte warfen. Man spricht von unermeßlichen Werten, die der Schlund dort bergen soll—“

Der Regen fiel stärker. Der Hügel war jetzt ganz leer. Wir suchten unter den Bäumen Schutz, während der Hauptmann den Kraftwagen, mit dem die Offiziere gekommen waren, zur Militärstation Mian Mir schickte und Tauere, Strickleitern, Stangen, Eisenhaken und Magnesiumfackeln holen ließ. Der Hauptmann brachte aus dem Auto eine Ölplane mit, die wir als Zelt aufbauten, so daß wir im Trockenen saßen.

Major Marconnay spendete uns Zigarren, und so hatten wir es trotz des Unwetters ganz gemütlich.

Harst war still und in sich gekehrt. Er hatte schnell noch die Kluft untersucht und festgestellt, daß man zu beiden Seiten des Granitkeils ganz bequem hinabgelangen konnte.—Die Offiziere waren Feuer und Flamme für das Unternehmen. Der Hauptmann meinte, wenn der Anschlag auf den Gubdu aus Gewinnsucht verübt sei, müßten der oder die Verbrecher sich doch gleichfalls in die Felsspalte hinablassen, um die Schätze zu holen.

Diese Bemerkung gab Harst Gelegenheit, mit einem zweifelnden Hm sich in unser Gespräch wieder einzumischen und dann in seiner zuweilen so versonnenen Art zu erklären: „Die Herren kennen doch aus den Zeitungen fraglos den Namen Warbatty—“

„Natürlich! Genau so wie Ihren Namen, Master Harst,“ meinte der Major.

„Ich habe bestimmte Verdachtsgründe dafür, daß Warbatty der Attentäter ist, also der Schuldige an dieser Gubdu-Katastrophe. Warbatty hat sich vor kurzem noch in Amritsar aufgehalten, dürfte wahrscheinlich erst in der verflossenen Nacht mit einem Kraftwagen hier eingetroffen sein und sofort den Anschlag auf den Orakelstein verübt haben. Vor seinem Verschwinden aus Amritsar hat er jedenfalls noch eine Anzeige in die dortige englische Zeitung eingereicht, deren Wortlaut sich lediglich auf eine ihm sehr nahe stehende Person beziehen kann—“

„Seine Frau!“ warf der Hauptmann ein. „Er soll ja Doogston heißen. So las ich in unserem hiesigen Abendblatt gleichzeitig mit der Sie und Ihrem Freund betreffenden Bekanntmachung—“

„Ah—also hat Inspektor Blunk die Geschichte des armen Weibes wirklich an die große Glocke gebracht!“ rief Harst empört. „Nun—Geschehenes ist nicht zu ändern.—Jene Anzeige lautete folgendermaßen:

Die Dame, die sich über den Gubdu-Stein erkundigte, wird um Angabe gebeten, ob sie noch gewillt ist, das Bisherige unter anderen Voraussetzungen als erledigt zu betrachten. Nachricht erbeten in dieser Zeitung mit den Anfangsbuchstaben des Namens als Kennzeichen.

„Und sie kann nur an die Expedition der Zeitung gelangt sein, bevor dieses Attentat hier stattfand. Mithin wußte der, der sie veröffentlichen wollte, daß der Name Gubdu demnächst in aller Munde sein würde, und hoffte, daß auch—seine Frau dadurch auf die Annonce aufmerksam werden und ihn als deren Urheber erkennen würde. Die ersten Sätze bis *erkundigte* dürften eine Irreführung sein. Dieser Wortlaut wurde eben von Doktor Doogston nur gewählt, um das Wort Gubdu unauffällig hineinbringen zu können. Der weitere Text ist wohl so auszulegen, daß Doogston-Warbatty von seiner Frau darüber Aufschluß ha-

ben möchte, ob sie ihm verzeihen könnte und mit ihm die Ehe fortsetzen möchte, wenn er seine Verbrecherlaufbahn—*unter anderen Voraussetzungen*—aufgibt.—Doogston hat fraglos diese Anzeige veröffentlicht. Ihr Wortlaut paßt zu gut zu den ganzen Verhältnissen. Hat er sie aber eingerückt, so ist er auch der Attentäter—“

Major Marconnays Stimme ließ sich jetzt mit dem Tone ungläubigen Stauens vernehmen. „Aber bester Master Harst—welch ein Widerspruch! Doogston gibt die Anzeige auf, in der er seiner Frau sozusagen Besserung gelobt, und hinterher begeht er hier abermals ein Verbrechen, dem mehrere Leute—die Brahminen—zum Opfer fallen!“

„Nur ein scheinbarer Widerspruch, Herr Major. In der Seele dieses Mannes kämpfen zwei Mächte gegeneinander: die Liebe zu seinem Weibe und—hypnotischer Einfluß eines dritten! Zuweilen überwindet diese Liebe die suggestive Kraft des eigentlichen Anstifters aller Schandtaten Warbattys. Dann aber ist die hypnotische Macht wieder stärker. So gewinnen wir von Doogston den Eindruck eines vollkommenen Seelenrätsels—“

„Hypnose—Suggestion!“ sagte der Major schnell. „Ja ja, Master Harst—wer an diese Wunder und ihre Vielgestaltigkeit nicht glaubt, der soll nur hier nach Indien kommen. Hier, wo man die unerklärlichen Zauberkunststücke der Yogi oder Fakire anstaunt, die zumeist auf Massenhypnose beruhen, lernt man anders darüber denken.“

Kapitel 5

Und doch ein Fehlschlag.

Das Gewitter stand jetzt gerade über uns. Unser Gespräch hatte daher nur mit Unterbrechungen stattfinden können. Wie bei vielen tropischen Unwettern hörte das Toben der Naturgewalten ganz unvermittelt auf. Die Stille war fast beängstigend. Fünf Minuten später hatten wir den klaren Sternhimmel über uns. Hauptmann Slooker eilte den Hügel hinab nach der Straße, um zu sehen, ob der Kraftwagen bereits zurückgekehrt sei. Er kam mit drei Soldaten zurück, die alles Nötige auf den Schultern trugen. Die Leute wurden dann wieder zum Kraftwagen geschickt, wo sie warten sollten. Harst wünschte ohne Zeugen, auf deren Verschwiegenheit er nicht bestimmt rechnen konnte, in den Schlund hinabzusteigen.

Marconnay begriff nicht recht, weshalb Harst die Hilfe der Soldaten ablehnte. Er sprach dies auch offen aus. „Was schadet es, wenn die Leute auch plaudern sollten,“ meinte er.

Wir vier standen nun am Rande der Felsspalte und hatten die Millionen Lichter des Nachthimmels als matte Beleuchtung über uns.—„Weil man notwendig zu der Ansicht gelangen muß, Herr Major, daß in diese Kluft auch anderswoher einzudringen ist,“ erwiderte Harst. „Der Mann, der Doktor Doogston zu diesem neuen Verbrechen trieb, mußte sich sagen, daß die Priester den Orakelstein

vielleicht auch weiterhin ebenso sorgfältig trotz seines Einsturzes bewachen würden. Wenn dies jetzt nicht geschieht, so ist das wohl auf die erste Bestürzung unter den Brahminen zurückzuführen. Ein Einsteigen in den Spalt wäre also möglicherweise auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen, das heißt, der Urheber dieses Planes hätte dessen Früchte vielleicht nie einheimen können. Er ist jedoch ein so schlauer Kopf, daß er sich einer unsicheren Sache wegen nicht anstrengt. Mithin muß sie für ihn die Hoffnung auf vollen Erfolg von vornherein gehabt haben. Er wird eben einen anderen Zugang zu den Tiefen des Schlundes kennen.“

„Hm,“ brummte der Major, „träfe dies zu, so hätte er die erhofften Schätze sich ja auch aneignen können, ohne den Gubdu abrutschen zu lassen.“

„Oh nein—er hätte sie sich nicht aneignen können, weil die Kluft wahrscheinlich nur so tief ist, daß das Tageslicht nicht hinabdringt, und daß man einen mit einer Laterne auf ihrem Grunde herumsuchenden Menschen von hier dicht am Rande der Spalte bemerkt hätte.⁽⁵⁻¹⁾ Mithin mußte der Verbrecher erst die Kluft bis auf die beiden kleinen frei gebliebenen Stellen rechts und links des Steines verschließen, ehe er mit einiger Aussicht, unbemerkt zu bleiben, seinen Raubzug antreten durfte. Eine andere Erklärung für die Absichten des Mannes gibt es nicht.“

Marconnay lachte leise. „Ja—Ihnen gegenüber sagt man am besten zu allem Ja und Amen. Ich bekenne mich geschlagen. Sie werden recht haben.“

Harst ließ sich jetzt anseilen. Wir drei hielten das lange Tau. Er kletterte über den Rand der Spalte hinweg, pendelte nun frei in der Luft. Ganz langsam ließen wir das Tau durch die Hände gleiten. Sehr bald sahen wir nichts mehr von ihm. Es ging tiefer und tiefer abwärts. Achtzehn Meter Tau waren bereits abgelaufen, als die Belastung plötzlich aufhörte.

Harst hatte uns angewiesen auf keinen Fall ihm etwas zuzurufen; er wollte durch Rucke am Tau sich mit uns verständigen, und wir hatten ein paar einfache Zeichen vereinbart.

Wir warteten fünf, wir warteten zehn Minuten. Nichts geschah. Nicht einmal den Lichtschimmer von Harsts Taschenlampe bemerkten wir. Das Tau hing schlaff herab. Harst hatte sich offenbar losgebunden.

Wir lagen nebeneinander mit den Köpfen über der Kluft. Marconnay meinte, die Geschichte gefalle ihm nicht; man könne da unten Harst durch einen Schlag auf den Kopf lautlos betäubt haben.—Auch mir ward bange um den Freund. Noch drei Minuten—ich hatte die Uhr in die Hand—dann erklärte ich, die Herren möchten mich an einem zweiten Strick hinablassen. Der Hauptmann erwiderte, wir könnten auch die längste der Strickleitern mit Eisenhaken hier oben sicher befestigen. Es geschah. Ich trieb zur Eile. Dieses Schweigen dort in der Tiefe des Schlundes war mir unheimlich. Endlich saß die Strickleiter an zwei Haken zuverlässig fest. Ich begann hinabzuturnen. Die Strickleiter schwankte, aber ich hatte bald herausgefunden, wie man an ihr Kletterschluß nehmen mußte, damit sie still hing. Ein paarmal schlug ich unsanft mit dem Körper gegen vorspringende Zacken. Dann fühlte ich mit dem linken Fuß zuerst harte Unebenheiten unter mir. Gleichzeitig Harsts flüsternde Stimme:

„Ich wußte, daß Du mir folgen würdest, mein Alter. Ich konnte meinen Posten hier nicht mehr verlassen. Sie waren nämlich schon einmal hier und dürf-

ten sehr bald mit einer—Harke wiederkehren. Klettere also nach oben und sage den beiden Herren, sie sollen die Köpfe nicht mehr über den Rand hinausrecken und geduldig warten. Dann finde Dich hier wieder ein—“

Ich sah nicht eine Spur von Harst. Pechschwarze Finsternis umgab uns. Ich antwortete mit einem kurzen „Wird gemacht,“ führte meinen Auftrag aus und war dann kaum neben Harst wieder angelangt, der mich am Arm packte und nahe an sich heranzog, als meine Augen vor mir scheinbar in endloser Ferne einen hellen Punkt unterschieden, der zeitweise sich in einen verschwommenen Strich verwandelte. Ich kannte dieses Bild des Lichtkegels einer Taschenlampe von anderen nächtlichen Abenteuern her sehr wohl, flüsterte Harst daher zu: „Sie kommen!“

„Ja—sie kommen, lieber Alter. Und sie haben sehr wahrscheinlich einen langen Weg hinter sich, nämlich vom Hause des Agenten Jonathan Purklay bis hierher—immer unter der Erde, immer dem Hauptkanal der alten Kanalisations- und Bewässerungsanlage folgend—“

„Ah—also deshalb—“

„Ja, deshalb fanden wir Doktor Doogston auch im Hause Purklays wieder, besser im Keller des Hauses. Ich sagte mir gleich, daß das alte Kanalisationsnetz jener dahingeschwundenen Kulturepoche des Großmoguls von Lahore eine erhebliche Ausdehnung gehabt haben müsse und daß die Möglichkeit naheliege, ein Hauptarm könne vielleicht gar bis an die Felsspalte neben dem Gubdu-Steine reichen. Daher galt auch meine erste Frage an Major Marconnay, kaum daß ich mich den Herren vorgestellt hatte, diesem alten Kanalisationsnetz. Marconnay erklärte, der Hauptkanal solle angeblich einst in nördlicher Richtung und unter dem Rawi-Flusse entlang bis zum Tale von Sangpi, also noch weiter nördlich als der Goranna-Hügel, geführt haben. Palperlon hat also diese längst in Vergessenheit geratene Anlage sehr schlaue für seine Zwecke ausgenutzt.—Als er und Doogston vorhin bis dort an die Einmündung des Kanals in diesen Felsschlund gelangt waren, bemerkten sie oben am Rande Eure gegen den hellen Nachthimmel sich abzeichnenden Köpfe und berieten ziemlich laut, wie sie die Weihegeschenke der Gläubigen auf denen wir jetzt hocken, in die Kanalmündung hineinziehen könnten. Palperlon kam dann auf den Gedanken, hierzu eine Harke mit langem Stiel zu benutzen.—Jetzt still. Sie sind schon ganz nahe—“

Der Lichtkegel in dem horizontalen, breiten Gange vor uns war klarer und größer geworden. Bald konnte ich zwei Gestalten unterscheiden, da der eine Mann die elektrische Lampe jetzt so hielt, daß ihr Schein nach rückwärts fiel.

Harst stieß mich an.—„Revolver bereithalten!“ hauchte er.—Jetzt waren die beiden keine zehn Schritt vor uns. Und nun hörten wir eine halblaute Stimme sehr nachdrücklich befehlen: „Vorwärts, Reginald—krieche auf allen Vieren weiter nach vorn. Und dann harke behutsam hier in den Gang, was Du erreichen kannst—“

Doktor Doogston gehorchte. Hin und wieder klirrte es metallisch, wenn er die Harke an sich zog. Hinter ihm kniete Palperlon am Boden und prüfte den Raub, legte einzelnes beiseite, schob anderes achtlos von sich. Er schien mit der Ausbeute nicht sehr zufrieden zu sein.

Abermals fühlte ich Harsts Ellbogen; abermals hauchte er mir ins Ohr: „Wirf Dich auf Doogston. Den anderen erledige ich. Los denn—“

Leider war mir von der unbequemen Körperstellung der linke Fuß eingeschlafen. Ich kam daher langsamer hoch als Harst, sah ihn bereits mit langen Sprüngen auf Palperlon einstürmen, als ich erst leidlich in Bewegung geriet.

Da: Harst hatte nicht an den Stiel der Harke gedacht, kam mit dem einen Fuß darunter und stürzte der Länge nach hin, raffte sich zwar sofort wieder auf, hatte aber die beiden Männer durch diese verdächtigen Geräusche bereits gewarnt.

Palperlon war wie ein Blitz hochgeschneilt und rannte den Kanal entlang. Auch Doogston wollte hinter ihm drein. Harst packte ihn jedoch und schleuderte ihn nach rückwärts mir halb in die Arme. Ich wollte ihn zu Boden zerren, erhielt jedoch einen so sicher gezielten Hieb mit einem Revolverkolben in die Schläfe, daß ich ohnmächtig umsank. Ich erholte mich bald wieder und tastete mich nun, da von Harst nichts mehr zu sehen und zu hören war, bis zur Strickleiter hin, rief den beiden Verbündeten nach oben zu, sie sollten mich an dem Tau hochhissen, erzählte ihnen darauf unser Abenteuer und schlug vor, hier auf Harst zu warten.

Ich hatte so starke Schmerzen, daß ich mich niederlegen mußte. Meine linke Stirnhälfte schwoll dick an.—Nach einer halben Stunde erschien Harst auf der Strickleiter, schwang sich auf festen Boden und trat zu uns.

„Entwischt,“ sagte er achselzuckend. „Wir haben eben Pech gehabt. Palperlon ist der reine Schnellläufer. Außerdem muß er noch einen zweiten Ausgang aus dem Kanal gekannt haben. Daran hätte ich sofort denken sollen. Die Harke konnte er ja unmöglich in der kurzen Zeit etwa aus Purklays Haus geholt haben. Dieser andere Ausgang wird nicht allzu weit von dieser Felsspalte entfernt gewesen sein. Jedenfalls war er plötzlich verschwunden.“

„Und Doktor Doogston? Sind Sie nicht mit diesem zusammengetroffen?“ fragte der Major gespannt.

„Ja—ich hätte ihn fangen können. Ich wollte es nicht. Ich hatte meine guten Gründe dafür, ihn entwischen zu lassen, denn—ich kann diesen Palperlon nur mit Hilfe Doogstons dingfest machen. Wo ich Doogston nun zu suchen habe, weiß ich! Und—dort wird auch Palperlon in der Nähe sein.“—

Wir fuhren in dem Kraftwagen der Offiziere mit zur Militärstation Mian Mir, wurden Marconnays Gäste und scherten uns nicht im geringsten um den gegen uns von Amritsar aus vorliegenden Haftbefehl.—

Unser Kampf gegen „Warbatty“ nähert sich jetzt seinem endgültigen Abschluß. Das, was darüber noch zu sagen ist, will ich unter einem besonderen Titel schildern.

Der Ausgang dieser monatelangen Hetze ist merkwürdig genug, ihn mit allen Überraschungen und Enttäuschungen ganz eingehend darzustellen.



(5-1) In der Vorlage steht „Spalte gehockt haben“